Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 6

Artikel: Der Lastwagen
Autor: Guggenheim, Kurt
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073490

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Lastwagen

Erzählung von Kurt Guggenheim

Werthe Glückskette!

Muß endlich einmal auch meinen Kropf leeren, indem mein Mann mit seinem Lastwagen einen schlechten Start gemacht hat. Man tut ja so viel für die Flüchtlinge und für den Zirkus und für die Käse- und Milchwirtschaft, und hat es mir das Wasser in die Augen getrieben, als ich die Photographie sah wie der Glon über die Wiese kam und seinen Teller balancierte. «Geschwellte Härdöpfel wie bei uns», dachte ich, aber eben wenn man hat. Sonst gibts halt Suppe mit Brot schon seit Wochen, wie bei uns, indem wir in schwierigen pekuniären Verhältnissen drin stecken. Er sollte unbedingt ein paar Werktagshosen haben, immer die selben Sonntags und bei der Arbeit, und die zwei Buben essen viel und die Schuhe sind auch defekt vom Walterli was ungesund ist auf dem weiten Schulweg, da sie zwanzig Minuten bis ins Dorf haben. Im Sommer geht es ja noch, aber wenns regnet und schneit. Im Frühjahr hat er sich selbständig gemacht und einen Occasions-Transportwagen gekauft mit neunhundert Franken Anzahlung, den Rest in Raten monatlich. Aber dann muß-

Richtiger und falscher Heimatstil

«Angeblicher» Riegelbau an der Hauptstrasse von Gstaad, wohl auf Fremdenverkehrswerbung zugeschnitten. Dabei ist nirgends im ganzen Berner Oberland der Fachwerkbau gebräuchlich – dem Heimatstil zum Trotz wirkt der Bau als Fremdkörper.

Photos: Willi Zeller

Die Vorgängerin der «Schmiedstube» – ein äusserlich völlig nichtssagendes Haus – brannte im Jahre 1944 ab. Architekt K. aus Wädenswil, der Vertrauensmann des Zürcher Heimatschutzes, hat den Neubau mit feinem Empfinden dem Nachbarhaus «Zur Holeneich» angepasst, welches im Jahre 1685 erbaut wurde. Damit ist ein Dorfwinkel zu Wädenswil von besonders eindrücklicher Prägung entstanden.

ten wir ihn zur Reparatur geben, der Motor hatte einen Riß, Kostenpunkt 2400 Franken, und war solcher drei Monate in der Garage und er während dieser Zeit arbeitslos. Während dieser Zeit war ich wegen der Grippe im Bett, jetzt geht es wieder besser, muß mich aber schonen wegen den Nerven und doch wollen die Mäuler ein rechtes Essen haben. Die Abzahlung am Lastwagen muß auch bezahlt werden, haben uns aber geweigert, da sie uns angeschmiert, doch haben sie uns geschrieben, daß die Betreibung weiter läuft indem es ohne Gewähr war, es ist ja das gleiche wie bei den Möbeln. Das Bett und die Kombetenzstücke können sie uns nicht nehmen, habe dem Betreibungsbeamten gesagt er solle Platz nehmen, das sei das einzige was er nehmen könne. Muß oft so weinen wenn die Buben in der Schule und der Mann fort ist. Kommen wir nicht auch einmal wieder dran, daß wir glücklich sind wie die anderen? Der Herr Pfarrer hat uns von der Winterhilfe zwei Wolldecken verschafft und einiges damit die Knaben nicht frieren müssen, Socken und Unterhosen, und können sie im Winter bei Frau Metzger Kellenberg zu mittag essen und hat sie sie ein wenig ausstaffiert und dies trotzdem wie noch einiges auf Rechnung schuldig sind, ein Mann muß doch bei seiner schweren Arbeit kräftiges Fleisch essen, aber sonst bekomme keinen Kredit mehr im Laden, er kauft in der Stadt Büchsenkonserven oder Sardinen damit etwas Fleischiges auf den Tisch kommt. Sind eben noch nicht lange im Dorf, erst seit er sich selbständig gemacht hat, und wenn der Lastwagen wieder betriebsbereit ist, rückt die Zeit heran, wo der Führerschein und die Transportversicherung bezahlt werden muß, sonst muß er die Nummer abgeben. Kann manchmal die ganze Nacht nicht schlafen, immer rechnen und rechnen und Sorgen. Ein Unglück so einen Mann dasitzen zu sehen und raucht die Päcklein hinweg und dann geht er in die Garage um zu sehen ob die Ersatzteile gekommen sind, aber sie pressieren nicht mehr, indem sie in die Erfahrung gebracht haben, der Lastwagen ist nicht sein Eigentum, bevor er die Zahlung geleistet.

So möchten wir sie anfragen ob Sie nicht auch einmal einen Aufruf loslassen könnten für eine notleidende Schweizerfamilie, indem es im eigenen Lande noch viel zu tun gibt, trotzdem sie so viel berichten von der Hochkonjunktur. Sind wir auch gerne bereit Ihnen

den betreffenden Betrag wieder zurückzubezahlen monatlich oder nach Vereinbarung mit jeder Garantie. Das wäre für uns ein Weihnachtsgeschenk und ein gutes Werk der Glückskette. Immer hören wir mit großer Freude und Spannung am Radio, besonders wie Sie den heimeligen Wohnwagen des Zirkus beschrieben haben mit dem Herd von Puttagas und die Ziege unter dem Wagentreppchen, die so treu ihre Milch gibt, und sie der Katzenfamilie erlaubte davon zu läppeln, trotzdem das Unternehmen vor dem Konkurs stand und sie das Roß dem Schinder verantworten mußten infolge daß sie keinen Hafer mehr hatten und es hinkte, unbrauchbar für die Manège. Muß jetzt schließen mit einem Vergelts Gott! Mit vorzüglicher Hochachtung!

Frau Peili, Joh. Peili.

Jonas Allgäuer, der ehemalige Rechnungsrevisor und ehrenamtlicher Vertrauensmann der «Amalie Riedenauer-Stiftung», las den vermittelst eines Kugelschreibers verfaßten Brief des Ehepaars Peili an die Glückskette, der ihm auf dem Umweg über die Sozial-Fürsorgestelle des Bezirkshauptortes zugestellt worden war, einige Male durch. Ihm angeheftet waren das Begleitschreiben der Fürsorgerin und auf einem weiteren Blatt die Auskünfte, die diese von der Gemeindestelle, bei Bewohnern des Dorfes Leumen und vom Pfarramt erhalten hatte. Sie bestätigten den Eindruck, den Allgäuer aus Schrift und Inhalt des Schreibens empfing.

«Familie Peili sind seit einem Jahr zugezogen», äußerte sich der Gemeindeschreiber. «Joh. Peili war früher Chauffeur bei der Baufirma Zutt, jetzt hat er sich selbständig gemacht. Hatte offenbar Pech mit dem auf Kredit gekauften alten Lastwagen. Ein Notstand besteht offenbar, aber man hat hierorts den Eindruck, die Leute seien ein wenig leichtsinnig. Während der Reparatur des Lastwagens sah sich der Mann nicht nach anderer Arbeit um, welche zu erhalten ihm ein Leichtes gewesen wäre (Straßenbau), sondern hielt sich stets zu Hause auf. Trinken tut er nicht. Die Leute haben einen großen Garten, aber sie pflanzen kein Gemüse an, das sie gut gebrauchen könnten. Frau P. sagt, sie könne wegen Rückenschmerzen nicht im Garten arbeiten. An die Armenpflege sind sie noch nicht gelangt. Sie bekommen ein wenig Unterstützung von Verwandten der Frau. Es laufen Betreibungen, aber sie werden mit Verlustschein enden, da keine verpfändbaren Vermögensstücke vorhanden sind. Das Haus haben sie gemietet, aber nicht einmal Holz sammeln gehen sie in den Wald, sondern kaufen solches auf Pump. Bares Geld sollte man den Leuten nicht in die Hand geben, aber die beiden Buben müßten warme Kleider haben, damit sie nicht frieren ...»

«Bei der Familie Peili liegt eine Notlage vor», schrieb der Pfarrer, «und eine Unterstützung wäre sicher angebracht. Die beiden Knaben Walter und Eduard sind mir wohlbekannt von der Unterweisung her, sie sind fleißig und brav, sie kommen auch immer ordentlich daher, geflickt und sauber. Über die Eltern kann ich weniger aussagen, da ich erst kurze Zeit im Amt bin. Aus dem Pfarrgut habe ich einmal Frau Peili Fr. 50.– zugewendet, als sie kein Haushaltungsgeld mehr hatte und mir ihre Not klagte.»

Noch einige andere Auskünfte befanden sich dabei. «Abfahren, Lumpenpack», habe sich am Telephon ein Nachbar ausgelassen, schrieb die Fürsorgerin, «die Frau simuliert, schreibt Bettelbriefe, sogar an den General, aber Geld für eine Reise nach Hamburg war vorhanden.»

Jonas Allgäuer heftete die Schriftstücke mit der Büroklammer wieder zusammen und begann auf einem Zettel Zahlen untereinander zu schreiben, um sich ein Bild von der finanziellen Lage der Familie Peili zu machen. Er kam, rechnete er den noch nicht abbezahlten Lastwagen, die Reparatur, die Verkehrs- und Versicherungsgebühren, den Lebensunterhalt und die Miete zusammen auf einen Betrag, der weit über den Zuwendungen lag, den der Fonds der Amalie Riedenauer-Stiftung für eine einzelne Familie aufwenden konnte. Ein hoffnungsloser Fall, dachte er, das Beste wäre, der Mann würde wieder eine Stellung als Chauffeur annehmen, so käme er wieder zu einem regelmäßigen Verdienst, und mit dem Lastwagen soll er abfahren; einmal repariert kann er ihn vielleicht wieder so verkaufen, so daß wenigstens Null von Null aufgeht.

Seit einigen Jahren war Allgäuer pensioniert. Vermittelst der Rente aus der Pensionskasse der Firma und jener der AHV lebte er zusammen mit seiner Frau in der Dreizimmerwohnung, die sie schon seit siebenunddreißig Jahren an der Ämtlergasse in Zürich inne hatten. Das Amt als Vertrauensmann der Stiftung gewährte ihm hinreichend Beschäftigung. Zwi-

schenhinein begoß er die Geranien in den Eternitkistchen am Balkongeländer, brachte er seine Korrespondenzen zur Post, las er die Zeitung, hörte er die Radiodarbietungen des Landessenders ab, nahm er an den Vorstandssitzungen des Revisorenverbandes teil und wenn wirklich einmal nichts zu tun war, staubte er sein Privatbüro ab und sorgte dann für peinliche Ordnung im Sekretär und unter seinen Schriftstücken. Gesuche, wie jenes der Familie Peili, kamen ihm wöchentlich einige vor die Augen, und seine Aufgabe, zu entscheiden ob es sich um «würdige» Bittsteller handelte, löste er gewissenhaft, abgebrüht und ohne Sentimentalität, auf der Basis seiner eigenen, geordneten Verhältnisse, die jenseits aller Überraschungen, aller Fährnis, aber auch jeglicher Sensationen lagen. Es konnte, so dachte er oft, auf diese Weise noch seine fünfzehn Jährchen weiter gehen, vorausgesetzt, daß seine Gesundheit und die seiner Frau anhielt, worauf sie, das kinderlose Ehepaar, alle Sorgen trugen, indem sie auf zeitgemäße Ernährung, vielen Schlaf, Ferienaufenthalte in Graubünden und regelmäßige Kontrolle des Blutdrucks durch einen Arzt bedacht waren.

An diesem Vormittag, nach Einsicht in die Akten des Falles Peili schickte sich Allgäuer an, seinen Antrag an das Kuratorium der Stiftung zu formulieren, dessen Text sich in ihm während der Lektüre bereits vorgebildet hatte. Selbst das zulässige Maximum einer Zuwendung aus der Stiftung würde nicht ausreichen, die Notlage der Familie zu mildern, hier bedürfe es einer durchgreifenden Sanierung unter Beizug anderer Hilfswerke und wahrscheinlich der Armenbehörde, der Familienvater müßte wieder eine Stellung annehmen, der Lastwagen liquidiert werden, womit auch die Last von den Peilis genommen würde...

War es das milde Licht der Oktobersonne, die eben den Morgendunst zu beleben begann, das Straßengeräusch, das durch die Spalte des angelehnten Fensters in das stille Privatbüro des Vertrauensmannes heraufdrang, das aufleuchtende Rot der Geranienstöcke auf dem Balkon, die er von seinem Stuhl aus erblikken konnte – mit einem Mal überkam Allgäuer die Versuchung, er könnte eigentlich den Tag benützen, um sich durch einen persönlichen Augenschein über die Verhältnisse der Familie Peili zu unterrichten. Er griff nach dem Kursbuch, das neben dem Zivilgesetzbuch und dem Obligationenrecht nebst einigen einschlägigen Fachbüchern zwischen zwei Metallplatten am Rande seines Schreibtisches standen, und schaute nach wie er am besten nach diesem Leumen gelangen könnte.

Er mochte als ein Wanderer erscheinen, als er mit seinem Stecken und dem verwitterten Hut, den er seit zwanzig Jahren an Ausflügen aufzusetzen pflegte, das Bahnhöfchen verließ. Die Orientierung war einfach genug, gleich beim Stationsgebäude begann das Straßendorf und zog sich, eingesäumt von Feldern, Baumgärten und den nahen bewaldeten Höhenzügen das kleine Tal aufwärts. Die Sonne war durchgedrungen, in den Gärtchen blühten die Astern, Rauchfeuerchen schwelten auf den Kartoffeläckern, auf der Straße herrschte wenig Verkehr, ein Jauchewagen, von einem Traktor gezogen, hie und da ein Automobil; etwa zwanzig Minuten, vom Schulhäuschen her gerechnet, mußte der Wohnsitz der Familie Peili liegen.

Er erblickte die Frau sogleich, eine dunkelhaarige, noch jüngere Person, die auf der Bank neben der Haustüre saß, im Schatten einiger Wäschestücke, die an einem Seil hingen, das um einen kümmerlichen Birnbaum geschlungen und an einem Jalousieladen des Erdgeschosses befestigt war. Sie las in einem Blättchen und war in der Hoffnung. Wie es in der Auskunft geheißen hatte, war der große Garten nicht angebaut und hinterließ mit dem vielen Unkraut zwischen Steinen und den verwilderten Beerenstauden wirklich den Eindruck völliger Vernachlässigung. Allgäuer stapfte zuerst einmal nach der Art eines Spaziergängers am ganzen Grundstück vorbei, dann blieb er stehen und nahm eine Übersicht. Einige Fenster des Hauses – es glich den sogenannten Arbeiterheimen, wie sie zu Anfang des Jahrhunderts erbaut wurden – waren ohne Vorhänge, der große offene Schopf bei den Holundersträuchern hinter dem Gebäude mochte wohl dem Lastwagen als Garage dienen. Wirklich zog sich auch von der Straße herab eine Radspur dorthin.

Unschlüssig, ob er sich zu erkennen geben sollte, verharrte Allgäuer an seinem Standort, dann kehrte er um, öffnete das Zauntörchen und schritt auf die Frau zu. Sie mußte ihn beobachtet haben, denn je näher er kam, um so freudig erwartungsvoller wurde ihr Gesicht. Sie lachte, sie trug eine Zahnprothese. Es schien als habe sie ihn erwartet.

«Grüß Gott», sagte sie und erhob sich,

«kommt Ihr vom Sport-Toto?» und als sie sein erstauntes Gesicht bemerkte, «oder etwa vom Seifenpulver-Wettbewerb, haben wir den ersten Preis gewonnen, den Fiat?» und als immer noch keine Zustimmung erfolgte «oder sind Sie ein Herr von der Glückskette?» Sie breitete offenbar alle Hoffnungen vor ihm aus. Allgäuer hielt es für das Beste, sie sogleich aufzuklären. Von der Amalie Riedenauer-Stiftung komme er. «Aha» machte sie und schien nachzusinnen. Doch paßte es sichtlich in ihr Bild, daß jemand unangemeldet von einer Stiftung her zu ihr kam, und sie war sogleich voller Erwartung und Bereitschaft notwendige Formalitäten rasch zu erledigen. Allgäuer fühlte etwas Schmerzhaftes, das sich in ihm regte, dem Mitleid verwandt. Er stellte seine Fragen, und sie gab ihm wortreiche Antwort. Der Lastwagen kam zuerst zur Sprache, dann die Grippe und ihr Herz. Ja, im übernächsten Monat werde es soweit sein mit dem Kind. Doch jetzt sei er wieder repariert. Er habe eine Bettstatt abholen müssen in Uster, diesen Morgen, und ins Amt hinunter bringen. Der Walterli sei vierzehn, der Eduard acht Jahre alt. Er habe es in den Ohren. Was das für eine Stiftung sei? Ob sie Subvention bekämen? Der Mann sei schon recht, fast tausend Tage Aktivdienst, als Motorfahrer – hätten sie nur nicht das Pech mit dem Lastwagen gehabt. Wie sie's halt haben, die Mannenvölker, selbständig wolle er sein. Zweimal hätten sie schon gewonnen im Toto, einmal einen Elfer sogar. Gottlob, jetzt kämen sie auch einmal dran, sonst wäre er ja nicht hier von der Stiftung. Ob sie ihm etwas anbieten dürfe, ein Pepita? Geistiges hätten sie nicht im Hause, weil «Er» ja immer noch trainiere, als Senior allerdings in der Fußballmannschaft und überhaupt als Chauffeur.

Allgäuer verhielt sich wortkarg. Krampfhaft versuchte er sich ein Bild zu machen. Er wurde nicht klug aus alledem. Worauf baute sich diese Familie auf? Mit einem Diesellastwagen von Leumen nach Uster zu fahren, um eine Bettstatt abzuholen und ins Amt zu bringen, das konnte doch nicht rentieren, das zahlte nicht einmal das Benzin, geschweige denn die Zeit.

Mitten im Schwatzen hob Frau Peili den Arm und rief «Sie kommen». Ein Lastwagen, wohl jener, von dem so viel die Rede war, kam die Straße herauf, und schon bevor er hielt, sprang ein halbwüchsiger Jüngling von der Brücke, dann ein Knabe, und gleich darnach öffnete sich die Türe der Führerkabine und der Chauffeur stieg herab. Ihm wandte sich Allgäuers Aufmerksamkeit zu. Er sah jünger aus als die Frau, war hochgewachsen, gebräunt, im Näherkommen allerdings wurde sichtbar, daß das magere Gesicht von scharfen Falten gezeichnet war. Mit langen Schritten kam er daher, barhäuptig, struppiges blondes Haar über der niederen Stirne, lachend. Er habe die Jungen gerade abfangen können, bei der Schule.

Das sei ein Herr von der Stiftung, erläuterte Frau Peili, und dann umstand die ganze

---

Da musste ich lachen . . .

Es war bei der Demonstrierung eines Dampfkochtopfes. Die Demonstration wurde bei mir zu Hause durch zwei Frauen ausgeführt, durch die Köchin der Firma und durch eine Vorführdame. Die Vorführdame hatte sich etwas verspätet. Die Köchin war bereits daran, eine Fleischbrühe zu kochen, wobei sie mehrere Male betonte, ein Hauptvorteil dieses Systems bestehe darin, daß der ganze Kochvorgang vollständig geruchlos vor sich gehe.

Kaum hatte sie das gesagt, so ging die Türe auf, und die Vorführdame betrat die Küche mit den Worten: «Ah, hier riecht's aber fein, da möchte man gleich mithalten.»

Es roch tatsächlich verführerisch nach Fleischsuppe, was mich aber nicht abhielt, dann trotzdem einen Topf zu bestellen, und ich könnte nicht mehr ohne sein. L. H.

Familie sogleich Allgäuer, und aller Augen waren wohlwollend und in freudiger Erwartung auf ihn gerichtet.

«Ist es wegen der Erbschaft?» fragte der Jüngling.

«Nein, nein», sagte die Mutter, «es ist etwas anderes . . .»

Eine Erbschaft erwarten sie also auch noch, dachte Allgäuer. Der Lastwagenführer schüttelte ihm die Hand, als sei er der Träger einer längst erwarteten, endlich eingetroffenen Botschaft, einer Art St. Niklaus, der jetzt dann nur in seinen Sack zu greifen brauche und dann nehme das Geschick der Familie die Wendung, auf die sie ein Anrecht hatte.

Ob der Lastwagen nun wieder in Ordnung sei, fragte Allgäuer, und der Mann bestätigte es, ja, der revidierte Motor bewähre sich; er fügte eine Reihe technischer Erklärungen hinzu. Weder ihm noch der Frau schien es aufzufallen, daß der Herr von dieser Sache unterrichtet war. Ob er auch genügend Beschäftigung damit habe? Die Abfuhr des Aushubs eines Neubaus sei ihm so gut wie gesichert. Nächste Woche käme der Trax. In welche Klasse denn der Walter gehe, erkundigte sich Allgäuer weiter. In die achte. Und dann nachher, was sie mit ihm vorhätten? Nun, er werde dann vielleicht dem Vater helfen oder anfangen zu verdienen, im Bauwesen. Als Handlanger also, bemerkte der Vertrauensmann der Stiftung. Es fiel ihm auf, daß mit seinen nüchternen Fragen die Begeisterung der Familie merklich abflaute. Die Antworten erfolgten wie beiläufig, fast widerwillig, als handle es sich um Nebensächliches, eine Art Einleitung nur für die Eröffnung, die er ihnen zu machen hatte. Frau Peili spürte als erste Allgäuers mißtrauische Zurückhaltung, und sie begann auf ihre Weise von den Zuständen der Familie zu erzählen, wie sie viel Geld hätten bezahlen müssen, wegen dem Weltpatent seiner Erfindung. – Was für eine Erfindung? wollte Allgäuer wissen. «Die Schuttverwertungsmaschine, wissen Sie, für die ausgebombten Städte.» Der Herr in Hamburg, den sie besucht hätten letzten Sommer, habe gesagt, *das* sei es, zwölfhundert Mark habe die Anmeldung gekostet. «Geh, Edi, hols auf der Kommode.» Peili hielt ihm dann den zerschlissenen Katalog einer Baumaschinenfirma unter die Augen und deutete mit dem Finger auf eine Abbildung. Sie hätten es ihm dann gestohlen, da, er könne es selber sehen. Das sei seine Maschine, keinen Zweifel gebe es darüber. Wenn er Geld habe für den Prozeß, eine Millionensache gebe das . . .

Der pensionierte Rechnungsrevisor, der da inmitten der Familie immer noch in dem verwahrlosten, kahlen und steinreichen Gartengelände stand, horchte schon längst nicht mehr richtig hin. Einen Prozeß auch noch, dachte er, und grübelte einem Gedanken nach, der sich nicht einstellen wollte. Zwischen den Eheleuten entwickelte sich eine Art von Duett, in das hinein sich auch die Stimmen der Knaben mengten. Es klang, als hätten sie es in langen Gesprächen eingeübt. Wie Bälle warfen sie einander die Sätze zu – eine wirre Geschichte, worin von Feststellungsklagen, Lizenzgebühren die Rede war, einem Herrn, der das, einem anderen, der dies gesagt habe, einer aufgelegten sicheren Sache. Nun fehlt nur noch, daß sie von einem vergrabenen Schatz wissen, von einer Goldader unter diesem Garten, dachte Allgäuer, und blickte vor sich hin auf den Boden. Er brachte es einfach nicht mehr über sich, den erregten Leuten in die leuchtenden Augen zu schauen. Es tat ihm weh. Er stellte auch keine Fragen mehr. So also ist das mit diesen Leuten, so, dachte er.

Schließlich raffte er sich auf. Das alles natürlich bedürfe der Abklärung und Prüfung, sagte er, und es trat sogleich eine große Stille ein, als er zu sprechen anhub, er werde der Amalie Riedenauer-Stiftung Bericht erstatten, Antrag stellen – aber in so verzweigte Dinge könne sich diese wohl nicht einlassen. Aber irgend etwas werde wahrscheinlich schon geschehen.

Schon dieses kleine Wort riß die Frau zu einem Freudenausbruch hin. «Das ist aber sehr, sehr schön von Ihnen, wir sind ja mit allem zufrieden, und dann geht es schon wieder aufwärts. Wir werden Ihnen das nicht vergessen. Vielen, vielen Dank, daß Sie sich unser annehmen.» Auch er, der Mann Peili, schien sich zu straffen und zu wachsen. Er begleitete Allgäuer bis zur Straße. «Jetzt nimmt es eine Wendung», sagte er, «endlich.»

Nun wäre eigentlich der Augenblick, wo ich ihm unter vier Augen meine Meinung kundtun müßte, dachte Allgäuer, aber er brachte es nicht über sich. Statt dessen drückte er dem Familienvater ein Nötchen in die Hand, beiläufig, beim Abschiednehmen, und es wurde mit lachendem Dank und ohne Umstände entgegengenommen.

Am Abend des selben Tages schon saß der pensionierte Rechnungsrevisor am Schreibtisch seines Privatbüros wieder an den Akten der Familie Peili. Vor ihm, beschienen vom Licht der Stehlampe, lag das vorgedruckte Formular, auf dem er, wie üblich, der Stiftung Bericht und Antrag zu erstellen hatte. Die Kolonne mit den Personalien hatte er bereits ausgefüllt, und nun war die halbe Seite an der Reihe, auf der die «Gründe der Notlage» dargestellt werden sollten.

Von der Glückskette, einem Seifenpulver-Wettbewerb, dem Sport-Toto, einem Weltpatent, einer Erbschaft, und weiß Gott woher noch, erwarten diese Leute eine Wendung in ihrem Leben, dachte Allgäuer. Jetzt sitzen sie gewiß um ihren Tisch herum und bereden das Ereignis meines Besuches und steigern sich gegenseitig in die verrücktesten Hoffnungen hinein. Immer sah er die vier Gesichter vor sich, diese Augen, alle mit dem selben Ausdruck freudiger Erwartung auf ihn gerichtet, so einfältig, so töricht und so voll von herzzerbrechender Zuversicht, immer erwarteten sie ein Wunder. Davon lebten sie, das ist es, und das ist auch der Grund ihrer Notlage. Ich hätte es dem Mann sagen sollen, ihm klar machen müssen, daß er mit Vernunft und Bescheidenheit seine Angelegenheiten ordnen müsse, mit den tatsächlichen, wenn auch bescheidenen Mitteln über die er verfügt, ohne etwas von außen zu erwarten. Warum nur habe ich es nicht getan?

Er wußte es schon, es war das Mitleid. Diese Leute hatten ihn entwaffnet mit ihren kindischen Hoffnungen. Nun ja, jetzt galt es, dieses sterile Gefühl zu überwinden und die nüchterne, geeignete und mögliche sozialfürsorgerische Maßnahme vorzuschlagen. «Der Mann hatte Mißgeschick mit seinem Lastwagen, die hohen Reparaturkosen brachten die Familie in Schulden», schrieb der Vertrauensmann der Amalie Riedenauer-Stiftung in die Kolonne «Gründe der Notlage». Und in die Rubrik «Antrag der Kommission» schrieb er: «Stipendium für den Knaben Walter, der im Frühjahr aus der Schule entlassen wird, damit er eine Lehre absolvieren kann.»

Allgäuer legte seine Feder nieder. Er horchte in die Stille seines Privatbüros hinein. Er blickte um sich. Da stand alles so ruhig und endgültig auf seinem Platz, das Blumentischchen, der Sekretär, hingen die Photographien an den Wänden, nichts würde mehr dazu kommen, nichts Außerordentliches war mehr zu erwarten.

Und dann auf einmal wußte er was für ein Gefühl es gewesen war, das die ganze Zeit über, seit seinem Besuch bei der Familie Peili im verwahrlosten Garten, sich angekündigt und sich nun den Weg in sein Bewußtsein gebahnt hatte. Eine Art Bedauern war es, aber nicht mit ihnen, diesen törichten Hoffnungsnarren, sondern mit sich selbst, mit ihm, dem Pensionierten, dem Vertrauensmann der Stiftung. Ach was, sage es doch gerade heraus, es ist beschämend, es ist dumm, aber es ist wahr, es gibt kein anderes Wort dafür: es war der Neid.

Er blickte auf die Altmännerhand hinab, die mit Sorgfalt seinen Namen unter den Antrag setzte.

DENKSPORT-AUFGABE

In der Zeitung fand ich die nachfolgende Meldung:

Kopfprämien

Ein republikanischer Abgeordneter hat jetzt im amerikanischen Repräsentantenhaus einen Antrag eingebracht, um das immer stärkere Anschwellen der Ämter und bundesstaatlichen Dienststellen in den USA durch die Aussetzung von «Kopfprämien» zu bekämpfen. Für jeden Angestellten, den ein verantwortlicher Dienststellenleiter als überflüssig entläßt, soll er eine Belohnung von 500 Dollar erhalten. Bei 1000 entlassenen Angestellten würde bei 500 000 Dollar Prämien ein Überschuß von 3,1 Millionen Dollar zugunsten der Steuerzahler verbleiben.

Wieviel verdient durchschnittlich ein amerikanischer Bundesangestellter jährlich?

Die Lösung muß von 5. oder 6. Kläßlern in einer Minute im Kopf ausgerechnet werden.

Auflösung Seite 70